

Unverkäufliche Leseprobe

C.H.Beck Geschichte der Antike

Rene Pfeilschifter

DIE SPÄTANTIKE

*Der eine Gott
und die vielen Herrscher*



Rene Pfeilschifter
Die Spätantike

Der eine Gott und die vielen Herrscher

2026. 304 S., mit 6 Abbildungen und 8 Karten
ISBN 978-3-406-84826-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40582593>

C·H·Beck

PAPERBACK

C.H.BECK GESCHICHTE DER ANTIKE

ELKE STEIN-HÖLKESKAMP

Das archaische Griechenland

Die Stadt und das Meer

SEBASTIAN SCHMIDT-HOFNER

Das klassische Griechenland

Der Krieg und die Freiheit

PETER SCHOLZ

Der Hellenismus

Der Hof und die Welt

WOLFGANG BLÖSEL

Die römische Republik

Forum und Expansion

ARMIN EICH

Die römische Kaiserzeit

Die Legionen und das Imperium

RENE PFEILSCHIFTER

Die Spätantike

Der eine Gott und die vielen Herrscher

JOHANNES PREISER-KAPPELLER

Byzanz

Das Neue Rom und die Welt des Mittelalters

Rene Pfeilschifter

DIE SPÄTANTIKE

Der eine Gott und die vielen Herrscher

Mit 6 Abbildungen und 8 Karten

1. Auflage. 2014

2., durchgesehene und aktualisierte Auflage. 2017

Originalausgabe

3. Auflage. 2026

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2014

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen

dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Kaiser Justinian und sein Gefolge, spätantikes Mosaik.

Basilica San Vitale, Ravenna. © akg-images/Erich Lessing

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84826 1



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Für Irina

INHALT

1. Am Ende der Antike: Kontinuität und Untergang	9
2. Diokletian, die Tetrarchie und die Christen (284–305)	18
3. Das vierte Jahrhundert (306–395):	
der Beginn des christlichen Zeitalters	47
Konstantin der Große	47
Die Kirche	62
Eine neue Form der Lebensführung: das Mönchtum	75
Die Nachfolger Konstantins und der rechte Glaube	83
Julian: Rückkehr zum Heidentum	90
Neue Unruhe:	
die Valentinianische Dynastie und die Goten	100
Der Triumph des nizänischen Christentums	108
4. Das fünfte Jahrhundert (395–518): die Völkerwanderung	121
Das geteilte Reich und die Barbaren	121
Die Westgoten: auf dem Weg zum ersten Germanenstaat	133
Barbarische Lebensformen	141
Die Rechtsordnung	144
Die spätantike Stadt	149
Die Hunnen	155
Der Untergang des westlichen Kaisertums	167
Eine oder zwei Naturen Christi?	
Der Verlust der Glaubenseinheit	173
Die Ostgoten und Konstantinopel	180
Chlodwig und die Franken	186
Ein verwandeltes Imperium	190

5. Das sechste und siebte Jahrhundert (518–641):	
Kaiser und Reich	194
Konstantinopel	194
Justinian: die Erneuerung des Imperiums	205
Der Kaiser und seine Helfer	217
Justinian: Katastrophen und Apokalyptik	230
Die Nachfolger Justinians	242
Der germanische Westen	247
Usurpationen in Konstantinopel: die Grenzen der Autokratie	254
Herakleios und die Perser	260
Der Islam	265
6. Epilog: die Spätantike als Epoche	271
Anmerkungen	274
Zeittafel	275
Hinweise zu Forschung und Literatur	279
Auswahlregister	301
Karten- und Bildnachweis	304

1. AM ENDE DER ANTIKE: KONTINUITÄT UND UNTERGANG

Kurz vor Ostern 589 n. Chr. befand sich das Römische Reich in einer schwierigen Lage. Seit bald zwanzig Jahren führte es Krieg gegen die andere Großmacht der Epoche, das persische Reich der Sasaniden. Die Kämpfe verliefen wechselhaft, und fast ein Jahr schon verweigerte das römische Heer den Gehorsam. Grund dafür war, daß Kaiser Maurikios versucht hatte, den Sold um ein Viertel zu kürzen. Die Soldaten hatten Maurikios' Bilder im Heerlager zerstört, denn sie wollten nicht von einer <Krämerseele> regiert werden. Der Kaiser hatte so gehandelt, weil die Kassen leer waren. Seit Jahrzehnten hatte das Reich mit schwindenden finanziellen Ressourcen zu kämpfen, die Pest, die erstmals 541 aufgetreten war und seitdem immer wieder den Mittelmeerraum heimsuchte, fraß an der Substanz des Staates. Der Kaiser konnte sich nur noch eine einzige nennenswerte Armee leisten, eben die, welche gerade meuterte. Das Problem war also gravierend. Freilich, auf einen Umsturz hatten die Soldaten es auch nicht angelegt. Was werden sollte, wußten sie nicht so recht. Sie wiesen die aus Konstantinopel geschickten Generäle zwar ab, ja demütigten sie, andererseits zogen sie unter einem Unterfeldherrn in den Kampf und besiegten die Perser. Das eröffnete die Chance auf einen Ausgleich.

Der Kaiser übertrug die Aufgabe dem Bischof der syrischen Metropole Antiocheia, Gregor. Der Patriarch von Antiocheia war einer der wichtigsten Bischöfe der Mittelmeerwelt, er war kein Befehlsempfänger des Kaisers, und viele Soldaten kannten ihn wenigstens dem Namen nach: zum einen, weil sie aus seiner Diözese stammten, zum anderen, weil sie als Rekruten auf dem Weg zum Heer von ihm unterstützt worden waren, mit Geld, Kleidung und Nahrung. Das Heer war noch in Winterlagern über ganz Syrien verstreut, und so versammelten sich auf Gregors Bitten hin 2000 Abgesandte in Litarba, einem wichtigen Verkehrsknoten-

punkt. Der Patriarch war nicht mit leeren Händen gekommen. Er trug den Soldaten ein kaiserliches Amnestieangebot vor:

Ihr habt nämlich bewiesen, auch wenn ihr Beschwerden gegen eure Feldherren habt, daß euch nichts wichtiger ist als der Staat. Laßt uns also prüfen, was zu tun ist. Der Kaiser ruft euch zu sich, er verspricht Amnestie für alles Geschehene, euer Wohlwollen gegen den Staat und eure Tapferkeit im Krieg nimmt er als Zeichen Eures Bittflehens, und diese Worte gibt er euch als sicherstes Unterpfand seiner Verzeihung: «Wenn Gott dem Wohlwollen mehr zumißt und wenn nach der Überwindung von Fehlern die Tapferkeit durchscheint – ein sicherer Beweis der Verzeihung –, wie soll ich da nicht der göttlichen Entscheidung folgen, da das Herz eines Kaisers doch in der Hand Gottes liegt und er es neigt, wohin er will.» Gebt mir also möglichst schnell nach, Römer, lassen wir den gegenwärtigen Moment nicht verstreichen, nicht daß er umsonst da ist und entgleitet. [...] Erweist euch als Erben des Gehorsams der Väter, so wie ihr sie in der Tapferkeit beerbt habt, damit ihr euch durch und durch als Römer zeigt, damit kein Tadel an euch hängenbleibt oder euch als unechte Kinder zeigt. Unter der Führung der Konsuln und Kaiser haben diejenigen, die euch gezeugt haben, durch Gehorsam und Tapferkeit die gesamte Oikumene erobert. Manlius Torquatus bekränzte seinen Sohn und ließ ihn töten, weil er ihn tapfer fand, aber ungehorsam. Klugheit der Führer und Gehorsam der Geführten bringen stets große Vorteile. Entbehrt das eine des anderen, hinkt es, es wird überlaufen und bricht ganz zusammen, da das beste Zweigespänn voneinander gelöst ist. Zögert also nicht, gehorcht mir, denn das Priestertum vermittelt zwischen dem Kaisertum und der Armee.¹

Noch in der Karwoche kehrte die Armee zum Gehorsam zurück. Erstaunlich ist aber weniger Gregors Erfolg – eine großzügigere Offerte konnten die Soldaten kaum erwarten – als die Formulierung des Angebots. Vom letzten Satz abgesehen, würde man nicht vermuten, daß hier ein Bischof spricht. (Die Worte über Gott gehören ja dem Kaiser.) Statt dessen redet Gregor über Titus Manlius Torquatus. Torquatus war im Jahr 340 v. Chr. zum dritten Mal Konsul gewesen. Als sein Sohn gegen seinen Befehl eine Forderung des Feindes zum Zweikampf annahm und siegte, bewunderte ihn der Vater zwar für seine Tapferkeit, ließ ihn aber vor dem versammel-

ten Heer hinrichten. Für die römische Republik war diese Geschichte eines der einprägsamsten Exempel, das lehrte, daß dem Gemeinwesen und der Disziplin für dieses Gemeinwesen der erste Platz zukomme. Die Zeiten der Republik waren aber seit über 600 Jahren vorbei. Ist wirklich vorstellbar, daß Gregor hoffte, die Meuterer mit dieser erbaulichen Geschichte umzustimmen?

Der Gewährsmann für Gregors Rede ist der Kirchenhistoriker Evagrius. Tatsächlich war es gute antike Tradition, daß Historiker Reden nicht exakt niederschrieben, sondern sie in eigenen Worten wiedergaben. Hier ist das ganz sicher der Fall, denn wir haben Predigten aus Gregors Feder, und diese weisen ein anderes stilistisches Gepräge auf. Das heißt aber nicht, daß die Rede frei erfunden ist. Evagrius war Zeitgenosse, mehr noch, er war ein enger Mitarbeiter des von ihm bewunderten Patriarchen. Evagrius könnte also selbst in Litarba dabeigewesen sein, zumindest aber dürfte er die Rede aus erster Hand gekannt haben, aus der Lektüre oder aus Gregors Erzählung. Aber wir müssen uns darüber gar nicht den Kopf zerbrechen. Evagrius hätte seinem Bischof nichts in den Mund gelegt, was unpassend oder unrealistisch gewesen wäre. Für ihn und die Zeitgenossen war es plausibel, daß Gregor so argumentierte, wie er es nach Evagrius tat. Wir aber wundern uns: ein Bischof, der in einem griechischen kulturellen Umfeld großgeworden war, von dem wir nicht wissen, ob er überhaupt Latein konnte, der mit Sicherheit Griechisch zu den Soldaten sprach, ein griechischer Kirchenmann also im nördlichen Syrien, ganz am Ende der Antike, der seinen Zuhörern Geschichten aus längst vergangener Zeit erzählte, der voraussetzte, daß diese Geschichten bei einfachen Soldaten bekannt waren – Gregor spielt auf die Torquatus-Episode ja nur an, er erläutert sie nicht –, und der erwartete, daß sie nicht nur angehört wurden, sondern ein brauchbares Argument abgaben. Das Geschlecht der Manlii Torquati war vor Jahrhunderten erloschen, die Republik war längst der Monarchie gewichen, nicht einmal Konsuln gab es mehr. Aber es gab immer noch – Rom.

Das war nicht so selbstverständlich, wie es sich anhört. Für manche Forscher gehört das späte sechste Jahrhundert eindeutig ins Mittelalter. Byzanz wird der Nachfolgestaat genannt, der aus dem

Osten des Römischen Reiches hervorging und bis 1453 Bestand hatte. Die Bewohner dieses Reiches nannten sich aber nicht Byzantiner, sie hießen, Gregor sagt das deutlich, Römer. In modernen Übersetzungen von griechischen Quellen dieser Zeit – und die meisten Quellen sind in Griechisch – ist häufig von Rhomäern die Rede. Im Original steht aber *Rhomaioi*, und das heißt schlicht: Römer. Obwohl die Stadt Rom und das Kernland Italien an der Peripherie des Reiches lagen, ja zum großen Teil an die Langobarden verloren waren, obwohl die meisten Reichsbewohner kein Latein mehr sprachen, betrachteten sie den Staat, in dem sie lebten, nach wie vor als römisch.

Das war nicht nur eine Sache der Benennung. Tatsächlich gab es eine politische Kontinuität von der frühen Republik, ja von der Königszeit bis in die Gegenwart von 589. Die Republik hatte den gesamten Mittelmeerraum und noch mehr zusammenerobert. Die Regierungsform wechselte dann, von der Herrschaft der wenigen zu der eines einzelnen, das Römische Reich aber bestand fort. Das Kaiserreich brachte es fertig, daß die meisten Unterworfenen sich allmählich mit der Eroberung abfanden, ja sich mit dem von den Siegern repräsentierten Gemeinwesen identifizierten. Dieser Erfolg war nicht ausgeklügelten Integrationsstrategien zu verdanken, sondern einer gewissen Auskömmlichkeit der Lebensverhältnisse – wenige Invasionen, wenige Bürgerkriege, wenige sonstige Katastrophen –, vor allem aber der schlichten Dauer der römischen Herrschaft. Den nächsten Einschnitt brachte der Übergang vom Kaiserreich zur Spätantike unter Diokletian und Konstantin, um 300 herum. Deren Reformen waren die Antwort auf eine existentielle Krise des Imperiums. Das Gemeinwesen überlebte, es blieb auch Monarchie. Die wesentliche Neuerung war die Etablierung des Christentums als von den Kaisern geförderter und nach einiger Zeit allein zulässiger Religion. Deswegen war das Gemeinwesen aber nicht weniger römisch. Es hatte nichts Neues begonnen, die christlichen Römer sahen sich in bruchloser Kontinuität zu den Römern der ältesten Zeit, mochten die auch noch so sehr Heiden gewesen sein. Gregor sagt das sehr deutlich, wenn er von den Konsuln und Kaisern der Vorfahren spricht. Und er spricht noch etwas

anderes an, den Kern der römischen Selbstsicht: Die Römer gewannen immer.

Viel mehr war da nicht. Schöne Rechtfertigungen, die sich schon in der späten Republik finden, wonach die Römer beauftragt seien, Sitte und Ordnung zu verbreiten, waren sekundär und konnten wegfallen. Das Römische Reich rechtfertigte sich schlicht daraus, daß es mit Macht und (natürlich gerechtfertigter) Gewalt die Oikumene hatte erobern können. Dies war der römischen Vortrefflichkeit zu danken, der eigenen moralischen Überlegenheit, hier ausgedrückt in der Eigenschaft der Tapferkeit. Gregor war noch vom selben Geist getragen wie einst Manlius Torquatus.

Der Historiker muß sich jedoch vor einer Falle hüten. Selbstbenennungen und Selbstbeschreibungen sind wertvoll, aber wir dürfen uns nicht allein auf sie stützen, da wir sonst die Perspektive unserer Quellen einnehmen. Dies zu tun ist manchmal erhellend, meistens verengt es jedoch den Blick, öfters verstellt es ihn. Das große Glück insbesondere des Althistorikers ist aber die späte Geburt: Er kann der Zeitgebundenheit der ihn interessierenden Epoche entfliehen und Maßstäbe anlegen, die den damals Lebenden nicht in den Sinn gekommen wären. Natürlich, der eigenen Zeitgebundenheit vermag der Historiker nicht zu entkommen, aber das ist kein Grund, sich auch die seiner Quellen zu eigen zu machen, sich also gleich doppelt zu binden. Er darf nicht bei einzelner Quellenanalyse und dichter Beschreibung stehenbleiben. Seine Aufgabe ist es, durchaus auch einmal die Vogelperspektive einzunehmen, aus der Wahllosigkeit der Ereignisse das Typische herauszuarbeiten, das Chaos des geschichtlichen Stroms zu bändigen, indem er gelegentlich auch einmal einen Damm einbaut. Diese Dämme nennen wir Epochengrenzen.

Würde man der Selbstbeschreibung folgen, dann hätte das Römische Reich bis 1453 bestanden. Bis dahin nannten sich die Menschen Römer, ihre Herrscher erhoben bis zum Schluß den universalen Anspruch des Kaisertums, und tatsächlich lebten sie noch immer in einem Gemeinwesen, das in einer Traditionslinie zur Republik stand. Hier wird die Eigengeschichte aber zur Fiktion. Es ist heute einhellige Ansicht, daß das Römische Reich die Antike

nicht überdauerte. Wenn wir der Selbstauskunft der Zeitgenossen aber nicht trauen dürfen, wann wurde dann aus Rom Byzanz? Die Dämme können an unterschiedlichen Stellen errichtet werden. Das Jahr 476, die Absetzung des letzten Kaisers in Italien, ist eine beliebte Epochengrenze, aber sie verrät eine lateinisch-westliche Perspektive: Im Osten dauerte das Reich fort. Der Tod Justinians im Jahre 565 wird ebenfalls häufig genannt, aber damals starb nur ein Kaiser, wenn auch ein wichtiger, einen Einschnitt ins Leben des Gemeinwesens und seiner Bürger bedeutete das nicht.

Die entscheidende Schwelle wurde meiner Meinung nach im östlichen Mittelmeerraum erst im siebten Jahrhundert überschritten, und zwar durch die Expansion der eben islamisch gewordenen Araber. Das Reich verlor die Levante von Ägypten bis zum östlichen Kleinasien, es konnte sich nur unter Anspannung aller Kräfte behaupten. Was überlebte und erst Ende des siebten Jahrhunderts nach einer quellenarmen Zeit auftauchte, war ein verwandeltes Gemeinwesen. Viele Institutionen und Gebräuche waren verschwunden, neue entstanden. Der Anspruch der Herrschaft über die Oikumene wurde aufrechterhalten, aber nicht einmal mehr im Ansatz erfüllt. Das Reich umfaßte Kleinasien, Teile des Balkans und einige Landstriche in Italien. Die Menschen nannten sich Römer, aber sie wußten nicht mehr, was es bedeutete: In Konstantinopel mußten Reiseführer für die eigenen Bewohner geschrieben werden, weil die Leute die Geschichte und den Sinn vieler Bauten nicht mehr kannten. Die darin gebotenen Erklärungen aber waren häufig falsch. Die Kontinuität war abgebrochen, nicht in dem subjektiven Sinn, daß die Menschen selbst den Neuanfang sahen, sondern in dem objektiven, daß sie kaum etwas über das alte Reich wußten außer ein paar Namen. Gemeinschaften leben aber auch von Geschichte. Sie müssen sich ihres Ursprungs und ihrer Vergangenheit als eigener Geschichte, als Geschichte der Väter bewußt bleiben, um in tatsächlicher Nachfolge zu stehen. Ist die Vergangenheit eine unbekannte oder eine fremde, so ist ein ziemlich fester Damm zwischen dem Damals und dem Jetzt aufgeschüttet. Äußerlich dürfte Gregor von einem griechischen Bischof des zehnten Jahrhunderts nicht viel unterschieden haben. Aber Gregor

wußte von Torquatus, sein später Kollege nicht. Der eine lebte in der Antike und war Römer, der andere lebte im Mittelalter und war Byzantiner.

Die Spätantike war also immer noch Antike. Freilich, sie war auch das Ende der Antike. Da die Menschen seit jeher dazu neigen, Zivilisationen nach dem Vorbild des eigenen Lebens in Aufstieg, Blüte und Niedergang zu gliedern, war das Wörtchen <spät> für die Wissenschaft wie für das allgemeine Geschichtsbild lange eine Chiffre für Dekadenz, Schwäche, Verfall. Und da das wesentliche neue Strukturmerkmal der Epoche das Christentum war, bot sich dieses als Verdächtiger für den *Decline and Fall of the Roman Empire* (nach Edward Gibbons einflußreichem Werk, erschienen 1776–1788) an. Diese allzu simple Erklärung, geboren aus dem antikirchlichen Affekt der Aufklärung, hat sich zwar nicht durchgesetzt. Was sie aber attraktiv machte, war der Umstand, daß die Antike nicht einfach ausklang oder – um beim Vergleich mit dem menschlichen Leben zu bleiben – sanft entschlief, sondern daß sie gewaltsam beendet wurde: im fünften Jahrhundert durch Goten, Vandalen, Hunnen, Sachsen und Franken im Westen, im siebten Jahrhundert durch Perser und Araber im Osten. Das war nicht bloß Transformation, das war Abbruch, Ende.

Von diesem Ausgang her darf man freilich nicht die ganze Epoche vom Herrschaftsantritt Diokletians 284 bis zum Tod Herakleios' 641 beurteilen. Die Wissenschaft hat zwar zahlreiche Verfallstendenzen ausgemacht, die teilweise schon seit dem vierten Jahrhundert, also die gesamte Spätantike hindurch, gewirkt haben sollen. Doch es ist absurd, über fast 350 Jahre hinweg einen Sinkflug des gesamten Mittelmeerraums auszumachen. Diese Denkvorstellung nimmt von der Widersprüchlichkeit des historischen Prozesses keine Notiz. Während der Spätantike wurden in Literatur, Kunst, Architektur einige der bedeutendsten Leistungen des gesamten Altertums vollbracht, und das keineswegs nur im von äußeren Feinden noch recht unbedrängten vierten Jahrhundert. Die antike Stadt, für Griechen wie für Römer die grundlegende Organisationsform des gesellschaftlichen Zusammenlebens, blühte in vielen Regionen bis tief ins sechste Jahrhundert hinein. Selbst

589 war das Römerreich zwar ein anderes als zur Zeit Torquatus', Caesars oder Diokletians, aber keineswegs unheilbar krank. Ein baldiger Untergang ist auch für den Historiker kaum zu erkennen. Das Imperium umspannte immer noch den größten Teil des Mittelmeeres, die Verwaltung arbeitete, das politische System mit dem Kaiser an der Spitze funktionierte, die Bevölkerung hatte sich, wie ja Gregors Argumentation bezeugt, vom Staat keineswegs abgewandt. Der große Bruch des siebten Jahrhunderts trat nicht wegen spätrömischer Dekadenz ein, sondern weil das Reich wegen der großen Auseinandersetzung mit den Persern seine Ressourcen erheblich schwächte, so sehr, daß es den wenige Jahre später angreifenden Arabern nur wenig entgegenzusetzen hatte. Der Staat kollabierte also nicht von selbst, er wurde von außen überrannt. Wäre die außenpolitische Konstellation eine andere gewesen, hätte das spätrömische Reich noch lange fortbestehen können.

Der Begriff <spätrömisches Reich> diente lange als Epochenbezeichnung, auch in anderen Sprachen (zum Beispiel *Later Roman Empire* oder *Bas-Empire*). Das Wort <Spätantike> wurde bereits im 19. Jahrhundert geprägt, aber erst in den letzten Jahrzehnten hat es sich durchgesetzt. Damit ging ein Perspektivwechsel einher. Denn nicht nur das Reich machte die damalige Mittelmeerwelt aus, sondern auch die Neuankömmlinge, die Völker aus dem osteuropäischen und asiatischen Raum. Wir nennen sie <Barbaren>, ein unglücklicher, aber leider unverzichtbarer Sammelbegriff der Quellen, denn nicht alle von ihnen waren Germanen. Die Eindringlinge zerstörten und mordeten, aber sie lernten auch von der als überlegen empfundenen griechisch-römischen Zivilisation. Nur einzelne integrierten sich vollständig in sie, nicht ganze Völker. Aber die Ethnien, die blieben, adaptierten nicht bloß Nützliches für die eigenen, gerade entstehenden Staaten: Sie fügten sich in die römische Ordnung ein, sie akzeptierten über kurz oder lang den Kaiser als überlegen, manchmal nur als ranghöheren Fürsten, manchmal als tatsächlichen Oberherrn. Das taten die Araber nicht, und das ist der wesentliche Grund dafür, warum sie nicht mehr in die spätantike Welt hineingehören. In Westeuropa aber blieb das Römische Reich der maßgebliche Referenzrahmen. So richteten die

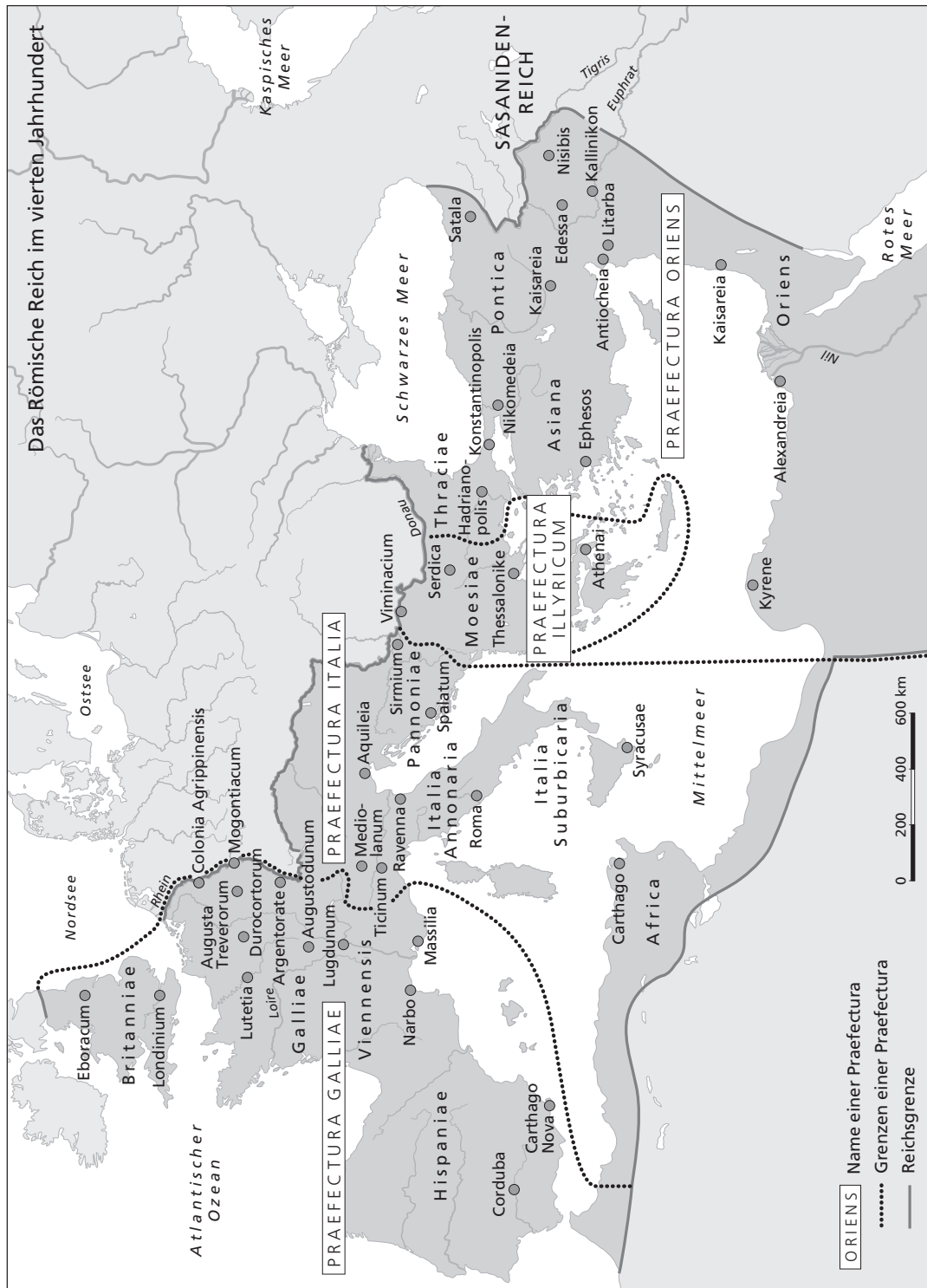
Nachfolger der Barbaren, als der byzantinische Kaiser zu schwach geworden war, lieber selbst das Kaisertum wieder auf, als auf es zu verzichten.

Drei Strukturfaktoren prägen die Spätantike, heben sie, bei aller politischen, kulturellen und sozialen Kontinuität, eindeutig ab von der Kaiserzeit der drei ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Keiner von ihnen war allein bestimmend, sie standen in einer komplizierten Beziehung zueinander, und sie traten auch nicht gleichzeitig auf. Ich beginne mit dem chronologisch letzten, dem Untergang: Die antike Gesellschaft war immer schwieriger zu re-stabilisieren. Nach der Völkerwanderung des fünften Jahrhunderts gelang es, sie in einer neuen Ordnung aufzufangen, die Elemente des Abbruchs überwogen die der Kontinuität noch nicht entscheidend. Das siebte Jahrhundert bedeutete dann das Ende, vor allem deshalb, weil das Christentum nicht mehr weitergegeben werden konnte. Damit ist das zweite Charakteristikum genannt: der Triumph des einen Gottes, die Etablierung des Christentums als dominierende und mit der Zeit die gesamte Gesellschaft durchdringende Religion, seit Konstantin dem Großen im Reich, bald auch bei den Barbaren. Das dritte Merkmal sind die vielen Herrscher. Seit dem frühen zweiten Jahrhundert v. Chr. hatte die antike Welt der römischen Republik gehorcht, seit der Zeitenwende dann dem Kaiser. Im fünften Jahrhundert etablierten sich aber dauerhafte politische Gebilde gegen den Willen Roms: die barbarischen Königreiche. Doch das war gar nicht der Beginn der Pluralisierung der Herrscher. Das Kaisertum selbst hatte sich aufgespalten. Das Reich stand nicht mehr unter einem einzigen Kaiser, sondern es gab zwei, drei, ja noch mehr Augusti. Eingeführt hatte das Diokletian.

2. DIOKLETIAN, DIE TETRARCHIE UND DIE CHRISTEN (284–305)

Die Spätantike begann mit einem Mord. Der Kaiser Numerianus war im November 284, auf dem Rückweg von einem Perserkrieg, in Kleinasien gestorben. Die Umstände waren seltsam gewesen: Numerian hatte sich wegen einer Augenkrankheit in einer geschlossenen Sänfte transportieren lassen, nach einigen Tagen wurde Verwesungsgeruch bemerkt, der Kaiser wurde tot aufgefunden. Die anwesenden Generäle einigten sich auf Gaius Valerius Diocles als Nachfolger. Diocles, ein höherer Offizier von einfacher Herkunft, stammte aus Dalmatien und war jetzt 35 bis 40 Jahre alt. Am 20. November rief ihn das versammelte Heer in Nikomedeia (am Marmarameer) zum Kaiser aus. Diocles hielt eine Rede, hob am Schluß das Schwert und rief den Sonnengott Sol als Zeugen dafür an, daß er am Tod Numerians keinen Anteil habe und daß er die Herrschaft nicht gewollt habe – und erstach den neben ihm stehenden Prätorianerpräfekten Aper als den Schuldigen.

Das war eine brutale Tat. Aper hätte als Kommandant der Leibgarde natürlich die Gelegenheit zu einem Mord gehabt. Doch fehlte ihm das Motiv, da er als Schwiegervater des Kaisers dem Thron ohnehin sehr nahestand. Diocles kam als unmittelbarer Nutznießer schon eher in Frage, und tatsächlich mußte er sich öffentlich gegen diesen Vorwurf wehren. Die nächstliegende Vermutung ist aber, daß der von einer Krankheit geschwächte Numerian eines natürlichen Todes starb. Doch der Verdacht ist verständlich: In jenen Jahren kamen Kaiser häufig gewaltsam ums Leben. Es war die Zeit der Soldatenkaiser, und das bedeutete nicht nur, daß Soldaten Kaiser wurden, sondern auch, daß sie von Soldaten dazu gemacht und oft von Soldaten wieder darum gebracht wurden. Nach Numerians Tod dachte das Heer nicht daran, Senat und Volk von Rom einzubeziehen. Die Anführer machten den neuen Herrscher unter sich aus – wir wissen nicht, warum sich gerade Diocles



durchsetzte –, und die Gesamtheit der Soldaten nahm den Vorschlag durch ihre Proklamation an. Daß es in Carinus, dem älteren Bruder des Toten, bereits einen regierenden Kaiser gab, kümmerte niemanden. Carinus war weit weg, im Westen, das Heer wollte seinen eigenen Kaiser haben. Man konnte damals schnell Kaiser wer-

den, aber ebenso schnell im Purpur sterben. Nichts deutete angesichts dieses Anfangs darauf hin, daß Diocles eine Ausnahme sein würde. Die öffentliche Ermordung Apers ist auch vor diesem Hintergrund zu bewerten: Nicht nur wurde ein lästiger Konkurrent oder gar Mitwisser beseitigt, die Tat sollte den Soldaten auch Respekt einflößen, die Prätorianer in die Schranken weisen und Rivalen vor falschen Schritten warnen.

Angefangen hatte die Zeit der Soldatenkaiser etwa 50 Jahre zuvor. Das Römische Reich hatte während des frühen und hohen Prinzipats, also während der ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte, mit überschaubaren äußeren Anforderungen fertigwerden müssen. Nur deswegen hatte es so lange stabil bleiben können. Im dritten Jahrhundert änderte sich das. Der Unterschied lag gar nicht so sehr darin, daß die Gefahren an sich größer geworden waren, sondern daß sie das Reich gleichzeitig bedrängten. Die drei neuralgischen Flußgrenzen des Reiches standen fast regelmäßig unter Attacke. Germanische Völker wie die Franken und Alamanen drückten auf die Rheingrenze, an der unteren Donau machten sich vor allem die Goten bemerkbar, am Euphrat begann das neu-persische Reich der Sasaniden eine weit aggressivere Außenpolitik gegen Rom, als sie die parthischen Vorgänger je verfolgt hatten. Die römische Armee war schon zahlenmäßig viel zu schwach, um all diesen Bedrohungen gleichzeitig zu begegnen, das Reich zu riesig, als daß schnelle Truppenbewegungen von einem Gefahrenherd zum nächsten möglich gewesen wären. So brachen die Feinde tief in römisches Territorium ein, bis nach Oberitalien und Griechenland. Seit Jahrhunderten hatten die Untertanen Roms eine solche Unsicherheit nicht mehr gekannt, das Reich verlor an Ansehen.

Der römische Kaiser rechtfertigte seine Herrschaft seit jeher mit seinen Erfolgen im Krieg und dem Schutz gegen alle Feinde. Das Dumme an solcher Ideologie ist, daß man ihr im Ernstfall auch Genüge tun muß. Der Kaiser konnte die Niederlagen nicht seinen Feldherren überlassen, er mußte selbst in den Kampf ziehen. Tod auf dem Schlachtfeld oder Gefangennahme setzten so mancher Regentschaft ein vorzeitiges Ende. Häufiger kam es jedoch vor – auch Kaiser pflegten nicht in vorderster Linie zu kämpfen –, daß

das Prestige des Augustus derart beschädigt wurde, daß sich Usurpatoren gegen ihn erhoben. Das konnte im eigenen Feldlager geschehen und war mit einem Anschlag auf das Leben des Kaisers verbunden. Es konnte aber auch bei weitentfernten Heeren passieren. Dann mußte ein Bürgerkrieg über den besseren Anspruch entscheiden. Einem römischen Princeps <gehörte> die Herrschaft nicht, so wie sie später einem Erbmonarchen des 17. Jahrhunderts gehören sollte, der trotz aller Niederlagen und Rückschläge sicher in sein Schloß zurückkehren konnte. Die Herrschaft des Kaisers war verlierbar. Er mußte sie immer wieder von neuem verdienen, und zwar durch Leistung. Tat er das nicht, entzogen ihm die maßgeblichen soziopolitischen Gruppen des Reiches ihre Akzeptanz und sahen sich nach einem neuen Herrn um. Früher hatte der Kaiser in Rom residiert, und so waren es die Eliten (der Senat), die Soldaten (vor allem die Prätorianer) und das Volk der Stadt gewesen, die vom Kaiser Status, Anerkennung und Privilegien erhielten und ihm dafür die Treue hielten. Daß es gleich drei relevante Gruppen gab, hatte dem Kaiser im Akzeptanzsystem – den Begriff hat der Rostocker Althistoriker Egon Flaig geprägt – eine starke Stellung verschafft. Nun aber lag Rom in der Etappe, der Kaiser machte nur noch Besuche in der Hauptstadt. Das Volk war zurückgeblieben, die Senatoren waren im Feldlager nicht mehr Repräsentanten des führenden Standes, sondern Höflinge, der Kaiser war umgeben vom Militär. Die Legionen waren als einzige Akzeptanzgruppe übriggeblieben, auf ihren Schultern ruhten der Bestand des Reiches und noch mehr das Schicksal des Kaisers. Die Soldaten besaßen ein Monopol nicht nur auf die Ausrufung eines Augustus, sie bestimmten auch wesentlich über seine Herrschaft – ihren Erhalt oder ihre Beendigung. Es war wirklich eine Zeit der Soldatenkaiser.

Die Bevölkerung blieb von der Krise nicht unbehelligt. Sie litt unter den Bürgerkriegen nicht weniger als unter den feindlichen Einfällen. Befestigungen, die man seit Jahrhunderten verfallen hatte lassen, wurden instand gesetzt, und trotzdem kosteten Mord und Zerstörung wohl jeden zehnten Reichsbewohner das Leben. Die Preise stiegen, gleichzeitig wuchsen die finanziellen Forderungen des Staates, vor allem, um das Heer zu stärken und bei Laune zu

halten. Lange dachte sich die Forschung diese Epoche als eine Zeit des allgemeinen Verfalls in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Dieses Bild ist inzwischen relativiert: Das Reich blieb als einheitlicher Wirtschaftsraum erhalten, Handelsströme durchzogen nach wie vor die gesamte Mittelmeerwelt, manche Regionen, die fern von den kritischen Flußgrenzen lagen, prosperierten sogar, etwa Ägypten und Africa (mit c, im Unterschied zum Kontinent Afrika: das heutige Tunesien und nördliche Algerien). Gerade in ökonomischer Hinsicht ist also zu differenzieren. Trotzdem: Die Schwierigkeiten gerade auf politisch-militärischem Gebiet waren so groß, daß man meiner Meinung nach mit Recht von einer Reichskrise sprechen kann. Die Probleme konnten mit den bisherigen Methoden nicht mehr gemeistert werden, um 260 stand das Imperium vor der Auflösung. Kaiser Valerian war vom Perserkönig geschlagen und gefangengenommen worden, in Gallien und in der Levante kam es zu Sezessionen, Sonderreiche bildeten sich. Am deutlichsten zeigte sich die Misere an den Thronwechseln: Im frühen und hohen Prinzipat hatte ein Kaiser im Schnitt über zehn Jahre regiert, zwischen 235 und 284 waren es gerade noch über zwei Jahre. Früher waren Jahrzehnte vergangen, bis sich einmal ein Usurpator erhob, während der Reichskrise dauerte es keine 15 Monate von einer Erhebung zur nächsten. Es gab Kaiser, von deren Sturz man eher hörte als von ihrer Proklamation.

Letztlich brach das Reich aber nicht auseinander. Schon vor 284 begannen die militärischen Gegenmaßnahmen der Regierung zu greifen. Neue Festungsanlagen an den Grenzen blockierten den Feind wirkungsvoller. Die Kavallerie, lange vernachlässigt, wurde gestärkt. Neu aufgestellte Eliteverbände agierten unabhängig von der Infanterie und konnten schnell verlegt werden. Den Persern und Germanen, die gern zu Pferd operierten, konnte nun wirkungsvoller entgegengetreten werden. Und, was vielleicht am wichtigsten war, die Römer verabschiedeten sich von der Vorstellung, daß die sozialen Eliten die besten Feldherren hervorbrachten. Die Senatoren waren, von glücklichen Ausnahmen abgesehen, im Grunde militärische Dilettanten. Derartiges Laisser-faire hatte sich das Reich lange leisten können, aber nicht mehr in der existentiellen

Not des dritten Jahrhunderts. Erfahrene Offiziere, die dem Ritterstand angehörten, sich teilweise aus den Mannschaften hochgedient hatten, erhielten nun auch die Kommanden. Seit 268 stellten sich erste dauerhafte Erfolge ein. Der Kaiser Claudius II. Gothicus (268–270) siegte über Alamannen und Goten, Kaiser Aurelian (270–275) gelang eine Stabilisierung an Rhein und Donau – durch Siege, durch Verträge und durch den bitteren, aber notwendigen Verzicht auf römisches Territorium: Dakien (jenseits der unteren Donau, im heutigen Rumänien) wurde aufgegeben, die Grenze sinnvoll begradigt. Die Sonderreiche in Gallien und Palmyra wurden beseitigt, das Römische Reich war politisch wieder eine Einheit.

Die Ereignisse um Diocles' Usurpation zeigten aber deutlich, daß eine Konsolidierung des Regierungssystems nicht gelungen war. Die Voraussetzungen waren jedoch günstiger geworden, und mit Diocles war nun ein Mann auf dem Thron, der sie zu nutzen verstand. Ihn zeichneten militärische Fortune genauso aus wie ein guter Blick für fähige Mitstreiter. Am wichtigsten aber war: Er erkannte in scharfer Analyse, was im argen lag, und er suchte – das ist in der Politik sehr selten – nicht nach kurzfristiger Abhilfe, sondern nach mittel- und langfristigen Lösungen, die er dann auch durchzusetzen mußte. Der neue Kaiser nannte sich Marcus Aurelius Gaius Valerius Diocletianus, nach der Dynastie der Antoninen, deren bedeutendster Vertreter Mark Aurel gewesen war. Seinen Namen Diocles bildete er um wie jemand, der in eine andere Familie adoptiert worden war. Die Anknüpfung an das große Kaisergeschlecht des zweiten Jahrhunderts war nicht ungewöhnlich, ebensowenig wie die ersten Maßnahmen der Herrschaftssicherung: Diokletian zog nach Westen und besiegte auf dem Balkan seinen Rivalen Carinus. Der Senat erkannte ihn nun als Kaiser an. Die Anhänger des Carinus beließ Diokletian klug in ihren Ämtern. Auf einen Besuch in Rom verzichtete er allerdings, statt dessen führte er an der unteren Donau Krieg gegen die Barbaren.

Den ersten neuen Akzent setzte Diokletian im Dezember 285. Er erhob Maximianus zum Caesar, einen hohen Offizier vom Balkan aus einfachen Verhältnissen, also einen Mann, wie Diokletian

selbst einer war. Als Caesar wurde damals ein Kaiser minderen Ranges bezeichnet. Diokletian wies Maximian die Aufgabe zu, die gallischen Bagauden zu bekämpfen, eine Bewegung von vertriebenen Bauern, Bürgern und Deserteuren. Der Caesar setzte sich ohne weiteres durch – die Bagauden stellten wahrscheinlich nicht die härteste Herausforderung dar – und zeichnete sich anschließend in Kämpfen gegen die Germanen aus. Im Sommer 286 wurde er zum gleichrangigen Augustus erhoben, mit allen Vollmachten, die Diokletian selbst besaß, bloß mit dem Unterschied, daß Diokletian eben der ältere Augustus war, der Maximian sein Kaisertum verliehen hatte. Mit einer Zweikaiserherrschaft hatten schon einige Vorgänger Diokletians experimentiert: So konnte man der verschiedenen Kriegsschauplätze besser Herr werden, und andere Heere und Regionen kamen in den Genuß eines eigenen Kaisers. Die Soldatenkaiser hatten aber immer auf Verwandte zurückgegriffen, hatten also nach der Gründung einer Dynastie gestrebt. Zudem gab es eine deutliche Abstufung: zwischen Augustus und Caesar und/oder zwischen Vater und Sohn. Der weitgehend gleichberechtigte Maximian war mit Diokletian aber nicht verwandt. Diokletian hatte zwar keinen Sohn, aber immerhin eine Tochter. Er hätte Maximian zu seinem Schwiegersohn machen können.

Statt dessen gründete Diokletian eine neue Art von Familie, eine im Kaisertum und eine in ihrer Gottähnlichkeit verbundene: Diokletian und Maximian nahmen neue Titel an, Iovius und Herculus. Der eine wurde zum Jupiterhaften, der andere zum Herculeshaften. Ein paar Jahre später wurde die Familie der Göttergleichen erweitert. Am 1. März 293 erhob Maximian in Mediolanum (Mailand) Constantius zum Caesar, wenig später tat Diokletian in Nikomedeia das gleiche mit Galerius. Beide Männer waren bereits über 40, sie hatten sich, aus einfachen Verhältnissen auf dem Balkan stammend, wie die Augusti im Militärdienst nach oben gearbeitet. Einen zwingenden äußeren Grund für die Ernennungen, eine militärische Notlage etwa, gab es nicht. Der Tübinger Althistoriker Frank Kolb hat gezeigt, daß Diokletian diese Proklamationen wie schon diejenige Maximians von langer Hand vorbereitet hatte. Die Last der Kriegführung wurde auf mehrere Schultern verteilt – das war Dio-

kletians Hauptlehre aus der Soldatenkaiserzeit. Aber zu diesem Schritt nötigte ihn nicht eine zusammenbrechende Front, er tat ihn in reflektierter Überlegung, im Sinne einer grundsätzlichen Innovation. Damit war die Vierherrschaft über das Römische Reich geschaffen, oder, mit einem griechischen Wort, die Tetrarchie.

Der Geschichtsschreiber Aurelius Victor fällt 70 Jahre später ein positives Urteil über die Tetrarchen: «Sie stammten alle aus Illyricum. An Bildung und Gesittung fehlte es ihnen, mit den Härten des Bauernlebens und des Kriegsdienstes waren sie aber hinreichend vertraut. Für den Staat waren sie die besten.»² Und tatsächlich, Diokletian und seinen Mitstreitern glückte innerhalb von 15 Jahren die militärische Stabilisierung des Reiches. An fast allen Grenzen wurde erfolgreich gekämpft. Rhein und Donau wurden mehrmals überschritten, germanische Völker wurden vertraglich zum Grenzschutz in römischen Diensten verpflichtet – eine zukunftsweisende Kooperation –, das Prosperieren von Augusta Treverorum (Trier), Mogontiacum (Mainz) und Colonia Agrippinensis (Köln) zeugte vom Erfolg der römischen Bemühungen. Die größte Gefahr in dieser Region stellte die Usurpation des Flottenbefehlshabers Carausius dar, der 287 Britannien und Teile der Gegenküste in seine Gewalt brachte. Zehn Jahre brauchten Maximian und Constantius, bis sie die Insel zurückeroberten konnten. Doch als Constantius 297 als Sieger in Londinium (London) einzog, blieb vom britannischen Sonderreich nur eine historische Fußnote.

Auf keinem Gebiet verdankten die Tetrarchen den Initiativen der Soldatenkaiser so viel wie auf dem des Militärwesens. Die Maßnahmen der Vorgänger – Berufung von erfahrenen Rittern in die Kommanden, Ausbau von Befestigungsanlagen, Stärkung der Reiterei – wurden fortgeführt, nicht einmal die Heeresstärke von etwa 400 000 Soldaten mußte wesentlich erhöht werden. Dennoch wurden über 25 Legionen neuaufgestellt, was nur bedeuten kann, daß die Stärke einer Legion deutlich verringert wurde. Mit Einheiten von 2000 bis 4000 Mann wurde die Heeresstruktur flexibilisiert, und dies wird ein bedeutender Faktor bei den Erfolgen der Epoche gewesen sein. Der wichtigste gelang im Osten. Dort war wie schon seit Jahrhunderten Armenien, ein Pufferstaat zwischen den

Großmächten, der Anlaß zum Streit. Der Perserkönig Narses versuchte 296 den römischen Einfluß gewaltsam zu beseitigen, und es gelang ihm ein Sieg über Galerius. Im Jahr darauf führten dieser und der herbeigeeilte Diokletian aber einen Gegenschlag, Galerius schlug Narses bei Satala so vernichtend, daß dieser der Legende nach bis nach Indien floh. Jedenfalls handelte es sich um den größten Sieg seit Jahrzehnten, die Römer machten die Demütigungen der Soldatenkaiserzeit wett. Narses bat um Frieden. Armenien kehrte unter römischen Einfluß zurück, und an der Grenze wurde ein langer Gebietsstreifen annektiert, der durch sein flaches Gelände bislang Invasionen in römisches Territorium leichtgemacht hatte.

Ohne die Erfolge im Krieg hätte Diokletian nicht über zwanzig Jahre regiert. Sie gaben ihm die Zeit und die Freiheit für innere Reformen, die für die Konsolidierung des Reiches kaum minder wichtig waren und umgekehrt natürlich die Wiedergewinnung des militärischen Übergewichts erleichterten. Am wichtigsten war die Verwaltungsreform. Die Provinzen wurden immer noch, wie im frühen Prinzipat, von ritterlichen oder senatorischen Statthaltern verwaltet, die jeweils die höchste militärische und zivile Autorität bildeten. Die Soldatenkaiser hatten diese Ordnung hier und da bereits aufgebrochen, aber stets ad hoc unter militärischem Druck. Die Verwaltungsstrukturen waren so noch unterschiedlicher geworden. Diokletian führte nun eine Reform in einem einheitlichen Geist durch, wenn auch nicht aus einem Guß – sie wurde nicht im ganzen Reich zur selben Zeit durchgeführt, sondern über 15 Jahre hinweg, wohl bis 300. Die Provinzen wurden, wie die Legionen, verkleinert und vermehrt, von unter 50 auf etwa 100. So wurden zum Beispiel aus den zwei britannischen Provinzen vier, aus den sechs gallischen 15. Das Kernland Italien verlor endgültig seinen Sonderstatus als Wiege des Reiches und wurde selbst provinzialisiert (und in die reguläre Steuerordnung eingebunden!). Acht Statthalter standen nun zwischen dem Kaiser und Italien. Sie und alle ihre Kollegen verloren die ihnen noch verbliebenen militärischen Kompetenzen, Zivil- und Militärverwaltung waren nun voneinander getrennt. Die zivilen Aufgaben bestanden vor allem in der

Rechtsprechung, im Bau von Fern- und Überlandstraßen und der Finanzaufsicht über die Städte. Diese verwalteten sich aber weiterhin grundsätzlich selbst. Ein Riesenreich wie das römische wäre unter vormodernen Kommunikations- und Infrastrukturbedingungen nicht zusammenzuhalten gewesen, wenn nicht ein Großteil der Aufgaben in lokaler Verantwortung erledigt worden wäre. Die Autonomie der Städte, ein wesentliches Charakteristikum der griechisch-römischen Zivilisation, verschwand auch jetzt nicht. Allerdings verschoben sich die Gewichte zuungunsten der Gemeinden. Die Städte brachten die Steuern zwar selbst auf, und immer noch waren die Räte die wesentlichen Steuerungsgremien. Doch die Amtsträger wurden nicht mehr gewählt, sie wurden vom Kaiser ernannt – wenn man nicht ganz auf sie verzichtete. Dieses Verschwinden erklärt sich daraus, daß es weniger Entscheidungen zu fällen gab und die Kompetenzbereiche schrumpften. Dazu paßt, daß die letzte städtische Münzstätte in Alexandria unter Diokletian schloß. Von nun an gab es nur noch Reichsmünzen.

Dies erleichterte Diokletians Münzreform. Während der Reichskrise war es zu erheblichen Preissteigerungen gekommen, insbesondere nach einer gescheiterten Silbermünzreform Aurelians, die das Vertrauen der Menschen in die Stabilität des Währungssystems erschüttert hatte: Es war nicht so viel Silber in den Münzen wie versprochen, es gab eine Kluft zwischen Nominal- und Realwert. Wieder neuerte Diokletian nicht auf einen Streich, sondern änderte allmählich und vertrauensbildend, in verschiedenen Provinzen zu unterschiedlichen Zeiten. Die alten Münznominalen, die wegen ihres geringen Edelmetallgehalts diskreditiert waren, wurden allmählich eingezogen und neugeprägt. Das traditionelle Gold-Silber-Mischsystem wurde beibehalten, aber der Gold- und Silberanteil der neuen Münzen wurde gesteigert. Zwar deckte er den Sollwert immer noch nicht vollständig, aber der Edelmetallanteil blieb nun konstant und wurde nicht allmählich reduziert. Das war wesentlich für den Aufbau neuen Vertrauens.

Weit weniger populär war die Steuerreform, aber das gilt für die meisten Steuerreformen. Ungeheuer sei die Steuerlast gewesen, so der zeitgenössische Vorwurf, die Bauern hätten ihre Äcker ver-

lassen, das Land sei verödet. Diokletian habe nämlich viel Geld für die Soldaten ausgeben müssen – das trifft zweifellos zu –, gleichzeitig aber seine versteckten Reichtümer nicht antasten wollen. Dieses Bild eines antiken Dagobert Duck weckt weniger Vertrauen, aber der Hauptkritiker, der Rhetoriklehrer Laktanz, zeigte in seiner Anklage jedenfalls, daß er sein Geschäft verstand:

Die Steuerschätzer waren überall, alles beunruhigten sie, es kam zu schrecklichen Szenen wie im Krieg und unter feindlicher Besetzung. Die Äcker wurden Scholle für Scholle vermessen, Weinstöcke und Bäume gezählt, Tiere jeder Art aufgeschrieben, Menschen Kopf für Kopf aufgezeichnet. In den Gemeinden wurden die Stadt- und die Landbevölkerung zusammengebracht, alle Marktplätze waren voll mit Scharen von Familien, ein jeder war da mit seinen Kindern und seinen Sklaven, Foltern und Schläge durchdrangen alles, Söhne wurden auf die Streckbank gelegt, damit sie gegen ihre Eltern aussagten, selbst die treuesten Sklaven wurden gequält, damit sie gegen ihre Herren, Frauen, damit sie gegen ihre Männer zeugten. Wenn all das scheiterte, wurden sie gefoltert, damit sie gegen sich selbst aussagten, und wenn der Schmerz gesiegt hatte, wurde ihnen Eigentum zugeschrieben, das sie gar nicht hatten. Nicht das Alter, nicht die Gesundheit taugte zur Entschuldigung: Die Kranken und Invaliden wurden herbeigebracht, das Alter eines jeden wurde geschätzt, den kleinen Kindern schlug man Jahre zu, den Greisen zog man sie ab. Alles war voller Klagen und Trauer.³

Wie bei aller guten Demagogie sind die Fakten im großen Ganzen richtig, aber ins Negative und ins Allgemeine vergrößert. So gab es gewöhnlich keine Folter, bei Täuschungsversuchen aber durchaus, und überhaupt war ein gewisses Maß an Willkür üblich. Was Laktanz empörte, war Diokletians Versuch, das Aufkommen durch eine Neufestsetzung und Verbreiterung der Steuergrundlage zu erhöhen. Die wichtigste direkte Steuer, die Grundsteuer, wurde nicht mehr nur nach der Größe des Bodeneigentums, sondern auch nach der Zahl der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte (samt Vieh!) erhoben. Diese Kombination erhöhte nicht automatisch die Steuern. Sie scheint sogar, da bei der Berechnung der Arbeitskräfte auch deren Leistungsfähigkeit berücksichtigt wurde, zur Steuergerech-

tigkeit beigetragen zu haben. Aber natürlich mußten die Familienverhältnisse exakter als bisher festgestellt werden («Kopf für Kopf»), und dieser genaue Zensus ließ es manchmal so aussehen, als ob Römer wie Besiegte nach Kriegsrecht behandelt würden. Alle fünf, später alle 15 Jahre wurde der Zensus wiederholt und die Steuerpflicht neu festgesetzt. Dieser Akt, genannt *indictio*, gewann bald derartige Bedeutung, daß während der Spätantike die Jahre in Fünfzehnerheiten gezählt wurden und diese auch außerhalb fiskalischer Zusammenhänge weitverbreitete Spanne *indictio* genannt wurde (zum Beispiel <im zweiten Jahr der siebten Indiktion>). Antike Wirtschaftspolitik war vor allem Steuerpolitik.

Diokletians Reformen blieben teilweise über Jahrhunderte in Kraft. Das stellt ihnen nicht das schlechteste Zeugnis aus. Der Kaiser scheint über so ziemlich alle Bereiche der staatlichen Aktivität nachgedacht zu haben und das dann als richtig Erkannte entschlossen, aber doch behutsam eingeführt zu haben. Auch die Steuerreform wurde sukzessive durchgeführt und nahm Rücksicht auf regionale Traditionen. Persönliche Habsucht scheint Diokletian, wider Laktanz' Unterstellung, dabei nie getrieben zu haben. Freilich, deswegen war noch nicht alles als richtig Erkannte tatsächlich richtig. Ein Beispiel: Die Münzreform hatte ein Problem nicht gelöst, gar nicht lösen können, nämlich die Wertrelation der verwendeten Münzmetalle. Der <Kurs> zwischen Gold-, Silber- und Kupfermünzen schwankte. Diokletian suchte dies 301 zu beenden, indem er den Wert der Münzen zueinander festschrieb. So weit, so gut. Bei der Gelegenheit erhöhte der Kaiser aber den Wert von Silber auf das Doppelte, wahrscheinlich um den Wert der staatlichen Silberreserven zu erhöhen. Diese Erhöhung wäre zweifellos eine nominelle geblieben, da sich binnen kürzester Zeit auch die Preise verdoppelt hätten, die Kaufkraft wäre also die gleiche geblieben. Um das zu verhindern, griff Diokletian zu einer weiteren ökonomischen Steuerungsmaßnahme, dem sogenannten Höchstpreisedikt aus demselben Jahr.

Wie der Name schon sagt, wurden in diesem Erlaß Maximalpreise für alle denkbaren Waren und Dienstleistungen festgesetzt. So kostete ein halber Liter guten italischen Weins 30 Denare,

Landwein aber nur acht. Ein Tagelöhner auf dem Land bekam 25 Denare pro Tag inklusive Verpflegung, ein Maurer 50, ein Anstreicher 75, ein professioneller Maler 150. Tierärzte wurden pro Tier bezahlt, Friseure pro Kunden, Bademeister pro Badenden, ein Schreiber nach Zeilen, ein Lehrer nach Schüler und Monat, ein Anwalt nach Prozessen. Man findet in den Listen Preise für Transport, für Kleidung, Stoffe, Hölzer, Barrengold, Pflanzen, Gewürze – und für Menschen. Ein Sklave zwischen 16 und 40 Jahren war 30 000 Denare wert, eine Sklavin 25 000. Ältere Sklaven und Kinder kosteten weniger. Ein Kind unter acht Jahren brachte 15 000 Denare ein, eine Frau über 60 nur noch 10 000. Aber ein Militärpferd kostete 36 000 Denare, ein Löwe 150 000.

Das Edikt nennt nicht alle möglichen Dienstleistungen und Güter – Luxuswaren fehlen weitgehend –, aber offensichtlich wichtige und zentrale. Es ist verlockend, sich die Relationen anzusehen und Überlegungen zur Kaufkraft anzustellen: Ein Tagelöhner konnte sich für sechs Tage Arbeit zweieinhalb Liter guten Weins leisten. Um einen männlichen Sklaven besten Alters zu kaufen, mußte ein Anwalt 30 Prozesse führen, ein Tierarzt sich um 5000 Tiere kümmern und ein Schafscherer 15 000 Schafe scheren. Aber Vorsicht ist geboten: Es handelte sich um Maximalzahlen, keine festgeschriebenen Preise, sonst hätte Diokletian unter Umständen Preiserhöhungen erzwungen, was er ja eben nicht wollte. Wir wissen letztlich nur wenig darüber, wie die Realpreise gestaltet waren, nicht in absoluten Zahlen und schon gar nicht in den Relationen, von Schwankungen zwischen den Regionen ganz zu schweigen.

Diokletian begründete das Edikt im ersten Teil mit einer weit-schweifigen Litanei gegen Kaufleute und stilisierte sich als Vorkämpfer gegen Wucher und Habsucht. Nach seiner Meinung waren die Händler von reiner Bösartigkeit motiviert. Ein solches Polemisieren gegen Wirtschaft und Gelderwerb gab es zu allen Zeiten, auch im Europa der Gegenwart ist es populär. Doch Diokletians Aufregung war auch spezifisch antik, denn seine Motivanalyse war typisch für die moralische Argumentationsweise des Altertums. Sie kannte keine berechtigten Interessen, die auch einmal miteinander kollidieren konnten, sondern nur gutes und böses

Handeln. Das jeweils andere Interesse mußte somit sittlich verfehlt sein. So wie Laktanz über Diokletian urteilte, so polemisierte Diokletian gegen die Kaufleute. In dieser Schwarzweißwelt konnte der Händler nicht Geld verdienen wollen, um seiner Familie und sich ein schöneres Leben zu verschaffen, er mußte aus niederen Beweggründen handeln.

Der Kaiser nannte noch ein anderes, sehr realpolitisches Motiv, das wiederum auf die Bedeutung des Militärs weist: Die Soldaten sollten vor Preissteigerungen geschützt werden. Sie besaßen gewöhnlich weniger Sachwerte als Barvermögen – Sold, kaiserliche Zuwendungen, Erlös für Beute. Deshalb trafen sie plötzliche Preiserhöhungen besonders. Wenn ein marschierendes Heer in eine Stadt kam, stieg die Nachfrage wegen der Vielzahl der Neuankömmlinge ohnehin, die Preise zogen an. Dieser Effekt wurde durch die Neubewertung des Silbers noch verstärkt. Dieser Unzufriedenheit der Soldaten, die ja in eine Usurpation münden konnte, suchte Diokletian durch sein Höchstpreisedikt vorzubeugen.

Der Erlaß wurde im gesamten Reich gründlich bekanntgemacht. Bei Nichtbeachtung, Preisabsprachen oder dem Entzug von Waren vom Markt drohte die Todesstrafe. Dennoch war das Gesetz ein Fehlschlag. Die Waren verschwanden aus den Auslagen, und es kam erst recht zu einer Teuerung. Einige Hinrichtungen änderten daran nichts. Das Höchstpreisedikt wurde wahrscheinlich nicht aufgehoben – das hätte einen erheblichen Gesichtsverlust bedeutet –, aber es wurde bald nicht mehr beachtet, und der Staat tolerierte dies nach ersten Erzwingungsversuchen auch. Der Ausgang überrascht nicht: Es handelte sich um einen gigantischen Versuch in Planwirtschaft, den erst der moderne Staat durchführen konnte, und auch dann nicht erfolgreich. Dem antiken Staat fehlten aber die Erzwingungsmittel, die Polizei, die Soldaten, der Informationsfluß, um ihn auch nur ansatzweise flächendeckend durchzusetzen. Diese in ihrer Geschlossenheit eindrucksvolle Reform scheiterte an ihrer Überregulierung. Diokletian hatte auch hier einen Blick für das Wesentliche, aber er verfehlte das unter Menschen Machbare.

Seine größte Reform aber war die Schaffung eines neuen Kaisertums. Die Erweiterung um die zwei Caesaren bewährte sich im po-

litischen Tagesgeschäft. Constantius kümmerte sich um Gallien und Britannien und gab Maximian mehr Zeit für die übrigen Regionen des Westens (Italien, Africa und Spanien), Galerius entlastete Diokletian im Osten und auf dem Balkan. Wie der Perserkrieg und die Vernichtung des britannischen Sonderreiches zeigten, konnten Augustus und Caesar auch effektiv zusammenwirken. Zwar hatte jeder Tetrarch seine geographischen Schwerpunkte, aber nie im Sinne abgetrennter Regierungsbereiche, so wie es auch kein Gebiet der Jovier im Osten und eins der Herculier im Westen gab. Nach wie vor existierte nur ein Römisches Reich.

Seit der Ernennung der Caesaren gab es auch konventionelle Verwandtschaftsverbindungen, sogar im Übermaß: Constantius und Galerius waren beide gleichzeitig Schwieger- und Adoptivsöhne von Maximian bzw. Diokletian, Galerius mußte sich dafür von seiner ersten Frau scheiden lassen. Das bedeutet, daß beide Adoptivbrüder ihrer Ehefrauen waren, aber diese Dynastie war ohnehin eine <Familie> mit besonderen Merkmalen. Nur die Tetrarchen wurden öffentlich inszeniert, Ehefrauen und sonstige Verwandte, insbesondere Maximians Sohn Maxentius, blieben ausgeschlossen, sie tauchten weder auf Münzen noch in Inschriften auf. Die Heiratsverbindungen waren nach der Selbstdarstellung höchstens zusätzlicher Kitt, vergrößern konnte sich die Familie nur durch Adoption neuer Caesaren – zum ersten Mal in der römischen Geschichte gab es ein wirkliches Adoptivkaisertum.

Die <Familie> bestand aus zwei Linien, den Joviern mit Diokletian und Galerius sowie den Herculiern mit Maximian und Constantius. Beide Zweige leiteten sich gleichermaßen von Jupiter her. Die Jovier hatten höchstens einen Ehrenvorrang inne, der aber nur schwer von der faktisch überlegenen Autorität Diokletians zu trennen war. Andererseits wurde der Herculier Constantius in offiziellen Texten vor dem Jovier Galerius genannt. Die Caesaren besaßen die meisten Kompetenzen der Augusti, insbesondere das Recht zur selbständigen Kriegführung und Gesetzgebung. Sie waren keine Helfer, sondern nachgeordnete Herrscher. Nur bestimmte Ehrennamen fehlten ihnen, sie durften nicht den Titel Imperator führen, und ihnen wurde keine *aeternitas* zugestanden, sondern nur *perpe-*

tuitas (beides heißt Ewigkeit, aber *aeternitas* hat einen religiösen Anklang – dazu gleich mehr). Am wichtigsten aber war: Die Caesaren waren von Anfang an die designierten Nachfolger ihrer Augusti.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de